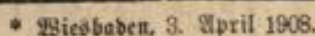


Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

23. Jahrgang.



Ostern steht vor der Thür. Hunderttausende von Vätern, von Müttern harren in Aengsten des Augenblicks, da der Herr Jilias von dem entscheidenden Gang in die Klasse zurückkehren wird. Wie wird es mit unserem Vengel sein? Wird er daher gekürt kommen, wird sein Auge leuchten: „Gott sei Dank, ich bin über den Berg!“ Oder wird er traurig geschlichen kommen: „Ich begreife es nicht! Diese Ungerechtigkeit! Denkt euch, ich bin sitzen geblieben! Seid mir nicht böse . . .“

Diese Ungerechtigkeit! Natürlich ist es stets eine Ungerechtigkeit, wenn der eigne Junge „sitzen“ bleibt — immer und jedesmal. In den Augen der respektiven Eltern nämlich: Der Ordinarius oder der Mathematiker hat etwas gegen den armen Kerl; vielleicht tangt auch die Schule im ganzen nichts! Das war immer so, wird immer so sein. Leider war es immer so, wird es auch immer so sein, daß der nicht versetzte Knabe im Zusammenhang mit seinem Mißerfolg meist einer völlig verfehlten Behandlung ausgesetzt wird. Entweder, das Unglückswurm wird in einer Weise bestraft, die es tief unglücklich machen, oder sein Ehrgefühl schwer kränken muß. Oder man fordert das „arme, liebe Kerlchen“ auf, sich nicht zu grämen. Der Papa werde es dem Ordinarius schon anstreichen! Er werde an den Direktor schreiben . . . Das rechte Mittelmaß zwischen Strafe und Verzeihen wissen viele, sehr viele Erzieher nicht zu treffen. Pädagogik ist eben nicht jedermanns Sache!

Unsere höheren Schulen sind, und waren es noch viel mehr vor einiger Zeit, weit besser, als sie sich in den Kritiken kritischer Weltverbesserer und gekränkter Väter malen. Vorkommnisse, wie nentlich der Selbstmord eines Berliner Schülers infolge tatsächlich verkehrter Behandlung seitens seines Lehrers sind äusserst selten. Auch das beste System kann die grobe Entgleisung einer einzelnen Lehrkraft nie ganz unmöglich machen. Im allgemeinen aber werden Schülerelbstmorde nur dort vorkommen, wo das Verhältnis des Schülers zu seinem Elternhause nicht das richtige ist. Wo ihn daheim nicht Gerechtigkeit, sondern bedingungslos barbarische Strafe erwartet! Kein Geringerer als Professor Cullenburg, der bekannte Psychiater, macht in erster Linie das Haus für die viel erörterten Schülerelbstmorde verantwortlich.

Wie stelle ich mich zu meinem Jungen? Wenn ich die Frage richtig zu beantworten weiß, wird das „Nicht-versteh!“ seine Schreden für mich verlieren. Es wird mir zunächst nicht so leicht entgegenzutreten. Wenn es aber kommt, nun, auch dann weiß ich, was zu tun ist. — Die Antwort ist bald gegeben. Erstens, ich muß mich um den Knaben kümmern, nicht nur kurz vor der Versetzung und unmittelbar nachher, sondern das ganze Jahr über. Ich, der Vater, muß sein bester Freund sein. Muß von ihm selbst alles hören, was mit ihm vorgeht. Muß ihn dauernd beraten, belohnen und tadeln. Muß mich aber gleichzeitig innerlich frei machen von der Wahnidee, daß ohne eine irgendwie abgeschlossene höhere Schulbildung ein Vorwärtskommen im Leben für mein Kind nicht möglich sein würde. Muß er die Höhere Schule durch, gut! Muß er sie nicht durch, auch gut! Auch dann gibt es Wege für ihn, und es kommt nur darauf an, den seiner Art entsprechenden zu wählen.

Über freilich, wenn ich mich von Kastengeist und Kasten-
eitelkeit beraten lasse, dann . . .

* **Billigere Fahrt in's Seebad.** Vielfach besteht bei den Reisenden die Annahme, daß die sogenannten direkten Bäderarten, welche nach den Nordseebädern Vortum, Züst, Langsøog, Nordørnæg, Spidørøog, Wangerøog, Amrum, Helgoland, Westerland und Wyd von der Eisenbahnverwaltung aus gegeben werden, bedeutend billiger seien als die gewöhnlichen Fahrtarten für die Hin- und Rückreise. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Denn in diese Bäderarten ist die Schiffsgepäckfracht für die Ueberfahrt mit inbegriffen. Sie wird also unter allen Umständen bezahlt, selbst dann, wenn der Reisende gar kein Gepäck größeren Umfangs bei sich führt, es vielmehr, wie dies in der Regel geschieht, als Fracht- oder Eilgut an den betr. Kurort verandt hat. Seitdem der Gepäctarif neueren Stils besteht, fällt es niemand mehr ein, großes Reisegepäck als Passagiergut mitzunehmen, weil die andere Art der Verladung bedeutend billiger ist, und auch nur einige Tage Verzögerung herbeiführt. Um die Reise nach den Nordseebädern billig zu machen, empfiehlt es sich, Fahrtarten bis zur letzten Binnenstation zu lösen und die Schiffsüberfahrt extra zu bezahlen. Auf diese Weise sparen die Reisenden zweiter und dritter Klasse, mindestens vier bis acht Mark pro Person. Von verschiedenen Seiten ist bereits bei der Eisenbahnverwaltung angeregt worden, die Rückfahrtentartarie einer Reform zu unterziehen. Es ist dies jedoch bisher nicht geschehen, so daß es für das Publikum einen Vortheil bedeutet, wenn es diese Arten, die in die Tasche der Schiffsfahrtsunternehmer arbeiten, nicht benützt.

• Die Heiratsaussichten der lebenden Mädchen. Ueber die Heiratsaussichten der Mädchen und Frauen, die der Alters- und Invalidenversicherung unterliegen, lassen sich, der neuen amtlichen Statistik interessante Einzelheiten entnehmen. Bekanntlich wird bei Heiraten der weiblichen Versicherten ein Teil der gezahlten Beiträge wieder erstattet. Im Jahre 1906 haben nun insgesamt 153 224 beratige Festsetzungen stattgefunden. Es wurden insgesamt über 5½ Millionen *M.* erstattet, die so eine Art Mitgift für die Versicherten bilden. Auf jede Erstattung kommen im Durchschnitt 37.70 *M.* Das Alter zurzeit der Festsetzung gestattete Einblicke in die Heiratsaussichten der Lebenden. Unter 20 Jahren waren nur zwei lebende junge Frauen, die zusammen 41 *M.* erhielten, also schon fleißig geliebt hatten. Die größte Masse fällt auf die Jahre 20 bis 24, in denen sich 86 111 neuvermählte Frauen befanden. Sie erhielten zusammen fast 2 Millionen *M.* Im Alter von 25 bis 30 Jahren befanden sich fast ebenso viel, 61 278. Sie erhielten aber als länger Lebende mehr, über 2½ Millionen *M.* Ueber die 30, aber nicht älter als 34 waren 16 689 neue Frauen. Sie erhielten zusammen 913 400 *M.* Im Alter von 35 bis 39 standen immer noch 438 neuvermählte Frauen mit einer Viertelmillion Wiedererstattung. 40 bis 44 Lenze zählten 1752 Frauen mit fast 100 000 *M.* Entschädigung. 687 bekamen noch mit 45 bis 49 Jahren einen Mann und fast 40 000 *M.* bar. Im Alter von 50 bis 54 Jahren standen 231 Neuvermählte, 55 bis 59 immer noch 69. Im Alter von 60 bis 64 Jahren standen 15 der „jungen Frauen“. Die Hoffnung, einen Mann und das Geld für die Kleinkinder zu bekommen, brachten aber auch diese noch nicht aufzugeben. Zwei der Neuvermählten standen sogar im Alter von 65 bis 69 Jahren und erhielten zusammen 71 *M.*

* **Ueber das Reproduktionsklavier „Belle Mignon“**, das Herr Hofmusikalienhändler Heinrich Wolff am Samstagabend im kleinen Saale des Kurhauses vorführen wird, liegt eine ganze Serie anerkennenswerter Urtheile der berühmtesten zeitgenössischsten Pianisten und Komponisten vor. Lassen wir von diesen Eugen d'Albert sprechen: „Das „Mignon“-Reproduktionsklavier ist eine aussehenerregende Erfindung. Es gibt die Vorträge der ersten Künstler in wahrhaft täuschender Weise wieder und hat daher mit den üblichen mechanischen Klavieren nichts gemein. Durch die genaue Reproduktion der Auffassung und der Vortragweise besitzt dieser Apparat einen künstlerischen Wert und kann späteren Generationen mit Erfolg zu Studienzwecken dienen.“ In ähnlichem Sinne sprechen sich Rodewald, Alfani, Frau Carrenjo, Annette, Giordano

Dohnangi, Anjorge, Dreychoß, Gabrilowitsch, Edward Grieg, Richard Strauß, Karl Hambourg, Lejchetzki, Arthur Nikisch, Felix Weingartner, Max Schillings, Emil Sauer und viele andere aus.

* **Klein- und Taunusklub Wiesbaden (C. V.).** Es sei nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß der angelegte Vortrag des Herrn Gustav Vietor über die neuntägige Harzwanderung des Klubs bestimmt heute Freitag abend 8½ Uhr im Kaiserjall, Dohheimerstraße, stattfindet.

• **Bismarckfeier.** Die hiesige Ortsgruppe des Deutschen Ostmarkenvereins legte am 1. April vormittags 11 Uhr durch den Gesamtvorstand an dem Standbild des Fürsten Bismarck auf dem Wilhelmshof in feierlicher Weise einen Lorbeerkranz mit Schleife in den deutschen Farben und Widmung nieder. Daran schloß sich um 2 Uhr im Hotel St. Petersburg ein Festessen, welches sehr zahlreich besucht war und bei dem der Vorsitzende der Ortsgruppe, Herr Oberstleutnant Auer von Derentzsch die Festrede hielt. Er sagte darin etwa folgendes: „Heute an seinem Geburtstage schaut unser Nationalheld, Fürst Bismarck, gewiß aus lichten Himmelshöhen auf seine Deutschen herab, um zu sehen, ob die mächtige Nation, der er 1871 in den Sattel geholfen, auch in den 37 Jahren reiten gelernt hat. Ich fürchte aber, er wird dann bedenklich sein greißes Haupt schütteln und sagen, die Reiterei geht noch schwach im Schritt und versagt öfters ganz in stärkeren Gangarten. Fragen wir uns nun, woran das liegt, so müssen wir darauf erwidern, das deutsche Volk ist tapfer, mutig und stark, ja sogar einig, wenn es im Felde gegen einen sichtbaren Feind kämpfen muß, der sein Land bedroht. Wenn es aber gilt, im Frieden eine große, nationale Idee zum Heile des Vaterlandes durchzuführen, dann ist es mit der Einigkeit vorbei, statt daß gerade dann alle Patrioten ohne Unterschied der Partei und Religion eine feste Phalanx bilden.“

* **Voch.-Verein.** Der Besuch der nächsten Proben ist von besonderer Wichtigkeit: Herren, Freitag, 8½ Uhr (Singsaal der Mittelschule Luisenstraße 26 3.), Damen, Montag, 5 Uhr (Konserbatorium), Orchester, Montag, präzis 8 Uhr (Turnsaal der Mittelschule, Luisenstraße 26).

* **Sprachenkundige Eisenbahnbeamte.** Der Eisenbahnminister hat soeben in einem Rundschreiben die einzelnen Eisenbahndirektionen ersucht, Erhebungen darüber anzustellen, ob und in welchem Umfange sprachkundige Stations- und Schalterbeamte in ihrem Bezirk existiren. Als fremde Sprachen kommen für die mit dem Publikum verkehrenden Beamten besonders englisch und französisch in Betracht. Die Eisenbahnverwaltung beabsichtigt, durch Unterrichtskurse dafür zu sorgen, daß die Beamten instande sind, sich in diesen beiden Sprachen mit den Ausländern zu verständigen.

* Von der Post. Vom 1. April ab hind im Verkehr mit Serbien Nachnahmen auf eingeschriebene Briefsendungen und Postaufträge, bis zum Höchstbetrage von 1000 Franken unter den für den Vereinsverkehr geltenden Bestimmungen und Gebührensätzen zugelassen. Die Aufnahme von Wechselprotokollen sowie die Nachsendung einzelner Auftragspapiere werden von der serbischen Postverwaltung bereit nicht vermittelt.

* Dreihundert Mark Belohnung. Der Untersuchungsrichter des Amtsgerichtes Heidelberg hat auf die Ergreifung des vor einigen Tagen aus dem dortigen Amtsgericht entlassenen Untersuchungsgefangenen, des 28jährigen Händlers Otto Fittler aus Odenheim bei Bruchsal, 300 M. Belohnung ausgesetzt. Der Flüchtige ist von kleiner, kräftiger Satur, 1,62 bis 1,65 Meter groß und hat dunkle Haare.

* *Bakanzens* Nr. 14 ist heute erschienen und liegt in unserer Expedition zur kostenfreien Einsichtnahme auf

Berliner Börse, 2. April 1908.

[illegible]

Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 11.

Samstag, den 4. April.

1908.

In Euren Augen, Ihr Frauen!

Aus Frauenaugen zieh' ich diese Lehre:
Sie sind der Grund, das Buch, die hohe Schule,
Aus der Prometheus' echtes Feu'r entglüht.
Ei, stets sich abarbeiten, lerkert ein,
Die raschen Lebensgeister im Geblüt,
Wie rastlos angestregtes Wandern endlich
Die Sehnenskraft der Reisenden ermüdet.
Denn welcher Autor in der ganzen Welt
Lehrt solche Schönheit, wie ein Frauenauge?
Das andre träge Wissen bleibt im Hirn,
Und deshalb finden seine dürren Knechte
Mühsel'ge Ernte kaum nach schwerem Dienst;
Doch Lieb, in Frauenaugen erst gelernt,
Lebt nicht allein vermauert im Gehirn,
Nein, mit der Regung aller edlen Geister
Strömt sie gedankenschnell durch jede Kraft,
Und zeugt jedweder Kraft zwiefache Kraft,
Weit höher als ihr Wirken und ihr Mut.

Aus Frauenaugen zieh' ich diese Lehre:
Sie sprüh'n noch jetzt Prometheus' echte Blut;
Sie sind das Buch, die Kunst, die hohe Schule,
Die alle Welt umfaßt, erläutert, nährt.
Shakespeare.

Ostern der Frauen 1908.

Von Hermine Hüller.

1. Ostern.

Ostern naht, das schöne Auferstehungsfest, und wie ein ahnungsvoller Schauer geht es durch die Natur und durch das Herz der Menschen. Jeder einzelne grüne Trieb und jede Knospe, die sich schwellend ans Licht drängt, zeugt von der Gnade Gottes, die reich genug ist, unsere Hoffnungen und Wünsche zu erfüllen.

Die Sonne strahlt vom azurblauen Himmel herab und ein milder Lenzhauch weht durch die Straßen der Stadt. Und vertrauensvoll bewundern wir die erwachende Natur und neue Zuberflucht erfüllt unser Herz, daß der, welcher Knospe und Blüte zeitigt, auch uns Erfüllung gewähren werde.

In die schönste Blütezeit der neuerwachten Natur fällt das Osterfest. Im herrlichsten Blütenprunk stehen Bäume und Sträucher und von den Bergen weht es in erquickender Frische.

Wenn das Osterlied ertönt, wenn das Herz bei Tagesanbruch erwacht, da wird wohl die erste Herzensregung die Liebe sein, welche die Brücken baut zwischen hoch und niedrig, arm und reich.

Der deutsche Name Ostern stammt wahrscheinlich von Ostara, der Frühlingsgöttin der Heiden. Schon vor 2000 Jahren feierten die Sachsen zu Ehren dieser Göttin eine pompöse Lenzfeier, das Wiederaufleben der Natur. Viele Bräuche haben sich bis in unsere Zeit erhalten, wie z. B. die Osterfeuer, welche besonders in Gebirgsländern noch

üblich sind. Auf den Bergen wird ein großer Holzstoß errichtet und angezündet, so daß der helle Brand weithin sichtbar bleibt. Das Springen durch die Osterfeuer ist jedoch abgekommen. Eine beliebte Unterhaltung waren die Osterspiele, welche den Kampf zwischen Winter und Sommer darstellten, wobei stets der Sommer siegen mußte. Die Ostereier, Osterhasen und Osterfuchsen sind Bräuche, die sich bis jetzt erhalten haben und vollauf bekannt sind.

Jedes der großen Feste übt einen tiefen Eindruck auf das Gemüt der Menschen, das Osterfest aber erscheint wie ein Liebesgruß des Frühlings und ist doppelt willkommen als Auferstehungsfest der Natur nach tiefem Winterschlaf. Die Glocken ertönen und vereinen sich jubelnd in Lust, wie sie vor wenigen Tagen im Leid verstummt; sie tönen und brausen und erhebend und läuternd dringen sie zum Herzen und verkünden von der ewigen Gnade Gottes.

*

2. Ostergaben.

Eine sehr passende Gabe zur Konfirmation ist eine selbstverfertigte Buchhülle, die zum Schutz des Gesangbuches dienen soll. Sie wird in den richtigen Größenverhältnissen aus dunkellila Samt zugeschnitten, doch muß der Saum dabei immer zugegeben werden. Dasselbe geschieht bei dem aus maisgelber Seide bestehenden Futter, welches durch unsichtbare Schrägstiche mit dem Samt verbunden wird, nachdem dieser eine in Goldstickerei ausgeführte Verzierung, sei es das Monogramm, das Wort Gesangbuch, Konfirmation usw., erhielt. Innen werden an jeder Seite Taschen aus Seide angebracht, in die das Gesangbuch hineingeschoben wird. Eine feine Goldschnur umgibt die wunderhübsche Buchhülle.

Einen Kasten zur Aufnahme der Gratulationskarten wünscht sich manche Konfirmandin. Der des Brennens kundige Geber kann ihn aus Brandpappe herstellen und den Tiefbrand dazu anwenden. Nur das Wort „Konfirmationskarten“ auf dem Deckel wird mit Schrägschrift gebrannt, auch die kleinen Blumen und Arabesken auf den vier Seitenflächen heben sich weiß vom dunklen Grunde ab. Von innen wird der Kasten mit einem beliebigen farbigen, glatt angebrachten Seidenfutter versehen. Zum Schließen bringt man ein zierliches Kunstschloß an. Der Behälter kann auch mit farbigem Stoff ganz und gar bekleidet und mit einer Goldstickerei versehen werden. Den Rand umgibt eine Goldschnur mit Dosen an den 4 Ecken.

*

3. Färben und Verzieren der Ostereier.

Färben und Verzieren der Ostereier. Das Färben und Verzieren geschieht auf mancherlei Weise; nach alt erprobter und neuester Manier. Neu ist es auch, ganz weiße, hart gekochte Eier ringsum mit Federzeichnungen zu verzieren (mit Tusche) durch Blumen, Figuren, Sprüche usw. — Ein besonders geschickter Zeichner verwandelt das Ei durch ein paar kühne Striche (frei nach Busch!) in ein Gesicht, dem sogar von gezupfter Wolle die Haare aufgefleht werden können; bei einer lustigen Ostergesellschaft kann großer Jubel erregt werden, wenn z. B. jeder in seiner

hüßlich gefaltene Serviette ein solches Eiergesicht entdeckt! Aus Ton knetet man die Nase, schmückt ein Männergesicht mit Schnurrbart aus Wolle, biegt für einen Briesgram mit tief herabgezogenen Mundwinkeln aus Draht eine Brille (die Haare bestehen bei ihm nur aus einigen braunen Wollfäden in das Gesicht hineinhängend), ja sogar Hüte und Gähnen lassen sich die Eiergesichter aufsetzen, zierlich aus Papier geschnitten oder von Spitzen geformt, mit Stednadeln an dem Wollhaar befestigt.

Am einfachsten kann die gelbe Farbe hergestellt werden, durch Zwiebelhäuten, die man schon lange vorher sammelt und indem man dem Wasser, in welchem die Eier gekocht werden sollen, mehr oder weniger davon zusetzt, hellgelbe oder dunklere Eier erzielt. Auf ganz hellfarbigen (auch rosa) Eiern sieht eine Tuschezeichnung auch reizend aus. Rosa färbt man mit Fernambuk (brasilianisch Farbholz) und Krapp; dies wird eine Viertelstunde lang mit den Eiern im Wasser gekocht. Beim Einkauf kann man sich vom Drogisten oder beim Apotheker über das benötigte Quantum befragen. — Hat man blaue Eier (indem man Backstein und Soda in das Wasser tut) kann man mit einer neuen Stahlfeder, die in verdünntem Essig getaucht wird, rote Schrift darauf hervorbringen; weiß wird sie, wenn die Feder in Salzsäure oder Schwefelsäure angefeuchtet wurde. — Auf dunkel gefärbten Eiern lassen sich reizende Verzierungen durch Strichen mit einem scharfen Federmesser, wodurch die Farbe entfernt wird, so daß das Weiß leuchtend hervortritt, herstellen; man zeichnet kleine Figuren, Arabesken und dergl. auf das Ei und kratzt dann entweder die Figuren oder den Zwischenraum um dieselben aus. Fehlt die Geschicklichkeit zum Zeichnen, schneidet man sich die Figuren (Sterne, Herzen, Häuschen, Buchstaben usw.) aus Seidenpapier aus, klebt dies auf das Ei und zieht die Umrisse mit einer Stopfnadel nach. — Einen hüßlichen Ständer für ein verziertes Ei stellt man einfach aus einer großen Garnrolle her; in der oberen Platte derselben schnitt man eine Vertiefung, in welcher das Ei stehen kann und schmückt die weiße Holzrolle mit Brandmalerei. — Sie steht auch schon hüßlich aus, wenn sie mit Leim bestrichen und mit Gries bestreut und nach dem Trocknen dieser Auflage bronziert wird. A. S.

Die Tochter des Multimillionärs.

Durch Telegramme aus Amerika ist in der italienischen Presse bekannt geworden, daß sich der Herzog der Abruzzen mit Miß Elkins verlobt hat, und daß die Hochzeitsfeier des Paares in nächster Zeit erfolgen soll. Prinz Ludwig von



Miss
Catherine Elkins

Prinz Ludwig von Savoyen
Herzog der Abruzzen

Zu ihrer bevorstehenden Verlobung.

Savoyen, Herzog der Abruzzen, ist am 29. Januar 1873 in Madrid geboren. Er ist ein Vetter des Königs Viktor Emanuel von Italien und steht à la suite der deutschen Marine. Durch seine kühnen Forschungsreisen ist er in weiten Kreisen bekannt geworden. Die Harvard-Universität hat ihn zum Ehrendoktor ernannt. Die Braut des

Herzogs, Miß Catherine Elkins, ist die Tochter des Washingtoner Senatsmitgliedes. Ihr Vater hat seine Laufbahn einst als einfacher Landbauer begonnen und ist jetzt einer der bekanntesten Multimillionäre. Miß Elkins hat außer der durchaus nicht zu verachtenden Eigenschaft des Millionenreichtums den Vorzug, auch eine Schönheit und deshalb doppelt begehrenswert zu sein.

Der Stimmzettel der Frauen.

(Von Carl Peters in London.)

Im Unterhaus fand vor kurzem eine Verhandlung statt, welche wahrlich einen weltgeschichtlichen Untergrund hatte. Es wurde über den Antrag verhandelt, die Beschränkung des Wahlrechts auf Männer fallen zu lassen und den Frauen in dieser Frage dieselbe Behandlung wie jenen zuteil werden zu lassen. Die ganze Sache war platonisch; denn der Antrag war aus der Mitte des Hauses gestellt und die liberale Regierung hatte sich ihn nicht zu eigen gemacht; er konnte also nicht Gesetz werden. Aber er wurde in zweiter Lesung mit starker Mehrheit angenommen; erhielt demnach ein ehrenvolles Begräbnis im Hause der Gemeinen. Hierzulande glaubt man in weiten Kreisen, daß er alsbald auferstehen und in verbesserter Auflage mitten ins volle Leben der Nation treten wird.

Die Frauenbewegung hat hier in den letzten Jahren sehr eigenartige Bahnen eingeschlagen. Sie wird betrieben von einer Reihe von Vereinen und Klubs, welche in ihrem Programm wie in ihrer Taktik zum Teil sehr von einander abweichen. Im Vordergrund stehen die Suffragists und die Suffragettes. Die ersteren vertreten den gemäßigten Standpunkt. Es sind meistens Damen von Bildung und Besitz, welche in ihnen vertreten sind, und sie erwarten die Lösung der Frage von der allmählichen Ueberzeugungskraft der Idee. Sie meinen, daß einsichtige Männer sich mit der Zeit von der Billigkeit der Anschauung überzeugen lassen müßten, daß gewisse Massen von Frauen, z. B. solche, welche selbständige Geschäfte betreiben oder eine akademische Bildung erhalten haben, so gut berechtigt sind, zu den Parlamenten zu wählen wie ein Fabrikarbeiter oder ein Straßenkehrer. Anders die Suffragettes. Sie sind die Radikalen in der Bewegung und erwarten das Votum for women! nicht von dem guten Willen der Männer, sondern von ihrer eigenen agitatorischen Energie.

An der Spitze dieser „mannhaften“ Frauenorganisation steht Mrs. Pankhurst, deren Adjutant ihre Tochter Miß Christabel Pankhurst ist. Ihre Organisation hat den pomphaften Namen „National Women's Social and Political Union“. Für den 21. Juni ist eine große Demonstration im Hyde Park geplant, wo die Bewegung Hunderttausende von Frauen zu paradiereu gedenkt. 20 Rednertribünen werden errichtet werden, und Expreszüge von allen Teilen der Vereinigten drei Königreiche werden die Demonstrantinnen nach London bringen. Ein Fonds von 20 000 Pfd. Sterling ist dafür gesammelt. „Die Regierung hat uns herausgefordert, Ziffern und Massen vorzuführen. Wir nehmen die Herausforderung an“, so erklärte die Union, „und wir wollen ein für allemal die zum Schweigen bringen, welche die Stärke der Frauenbewegung für das Wahlrecht leugnen.“

Originell ist die Taktik, welche die englische Männerwelt dieser Bewegung entgegen anwendet. Zunächst überwog der dem Engländer gegenüber der Weiblichkeit angebotene Takt und Partisan auch gegenüber den zum Teil rohen Uebergriffen der Suffragettes. Man nahm keine Notiz davon, solange dies eben anging. Aber als sie vom Schreien, Kreischen und Brüllen zum Krachen, Haarrufen und Fausthieben übergingen, änderte sich das. Sie wurden aus den Versammlungen, die sie sprengen wollten, hinausgeworfen, meistens getragen. Sie wurden vor die Polizei gebracht und — horribile dictu — wie ganz gemeine Männer für groben Unfug usw. mit Gefängnis bestraft. Mrs. Pankhurst sitzt gerade jetzt wieder einmal im Gefängnis.

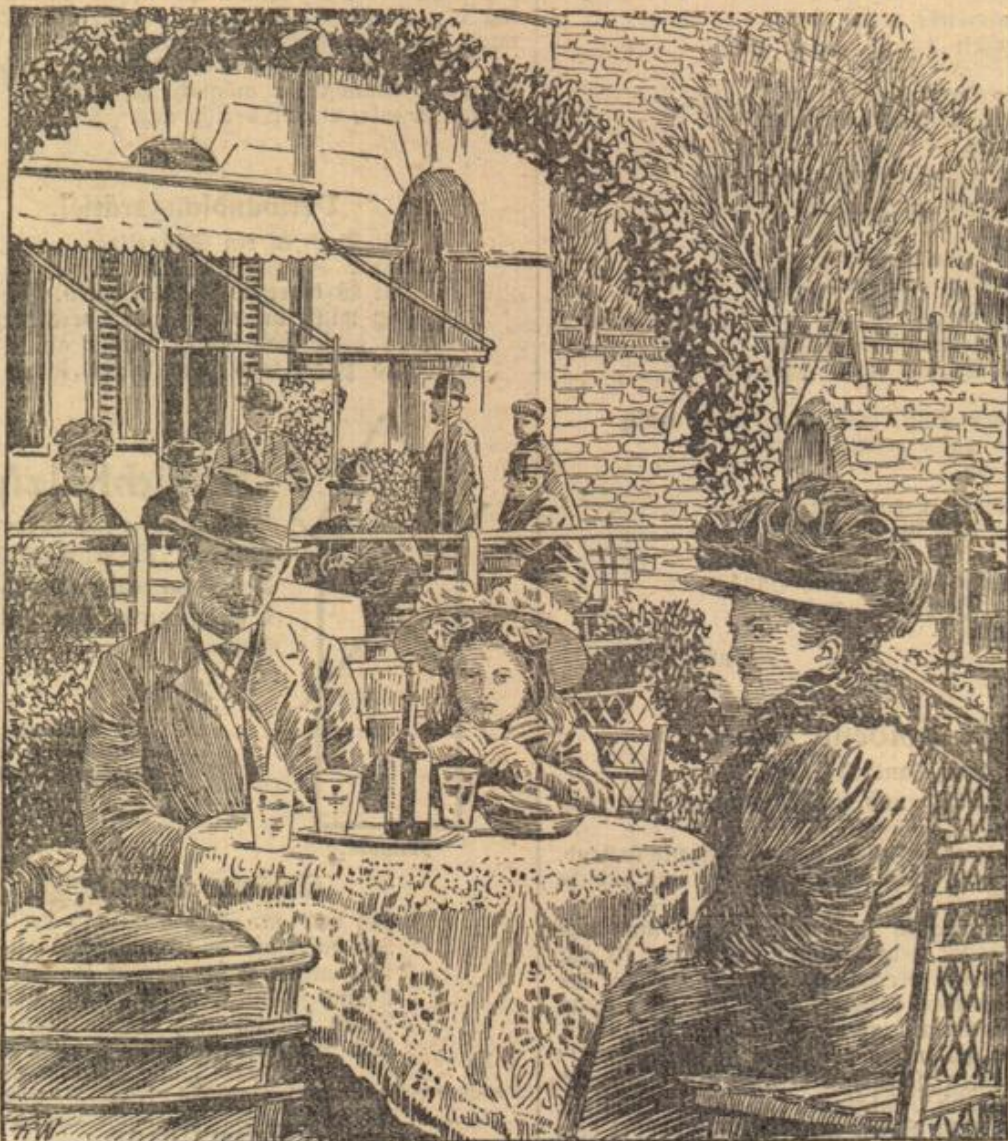
Ich persönlich würde den Frauen ohne Bedenken das Mitberatungsrecht in allen kommunalen, ja in allen innerstaatlichen Angelegenheiten gewähren; aber ich halte sie nicht für fähig, großpolitische Verhältnisse mit der Nüt-

sichtslosigkeit zu behandeln, von denen solche in dieser Welt der brutalen Kräfte abhängen. Und zwar gerade wegen der Eigenschaften, welche den wesentlichen Reiz des weiblichen Geschlechts ausmachen: der Zartheit und Hingebung ihres Empfindens und der Abhängigkeit ihres Willens von den anschaulichen Motiven des Mitleids und der Teilnahme für den Nächsten. Damit eignet die Frau sich zur Vorsteherin der Familie, auch zur Mitberatung in den Angelegenheiten einer Stadt oder auch einer Provinz

und eines Kleinstaates. Aber es macht sie unfähig, die Verantwortung für die großen Geschicke eines Weltreiches auf sich zu nehmen. Denn da handelt es sich oft nicht so sehr um die Feinheit des Empfindens und die Vorzüge des Herzens, wie um den kalten Blick des Verstandes und die rücksichtslose Entschlossenheit des Willens.

Soweit Carl Peters, dessen interessante Äußerungen über Wahlrecht der Frauen wir hier im Auszuge wiedergegeben haben.

Prinzessin Pia Monika bei ihrem Vater.



König Friedrich August von Sachsen hat eine große Reise nach dem Süden angetreten. Der Monarch hat sich über München nach Genua begeben, um von dort aus auf einem Lloyd-Dampfer eine Seereise mit dem Endziel Antwerpen zu unternehmen. In Bozen nun hat der König seine Reise unterbrochen, um die fünfjährige Prinzessin Pia Monika zum ersten Male zu sehen. Der König beurlaubte sein Gefolge, besuchte allein die Kirche und begab sich dann nach dem Kurort Gries, wo er in der Villa Habsburg die Prinzessin Anna Pia Monika aufsuchte. Mit ihr ging er dann auf die Heinrichspromenade, wo das Kurkonzert stattfand. Der König reiste dann nach Genua weiter.

Die Prinzessin trifft am 9. April in den Mittagsstunden in Begleitung der Hofdame Gräfin Wisthum von Eckstädt, des Kammerers Generals von Criegern, des Rechnungsrates Stelzner und einer Kinderfrau in Leipzig ein und setzt unmittelbar darauf in Begleitung ihres inzwischen ebenfalls von Antwerpen in Leipzig eingetroffenen Vaters die Weiterreise nach Dresden fort. Die Ankunft in Dresden wird voraussichtlich nachmittags 4.37 Uhr erfolgen. Ueber die nächste Zukunft der jüngsten Königstochter ist soviel festgesetzt, daß die Prinzessin zusammen mit ihren beiden älteren Schwestern, den Prinzessinnen Margarete und Alix erzogen werden wird. Sie erhält ihre

Wohnung zusammen mit ihren übrigen Geschwistern im Residenzschloß.

Anfang Mai übersiedelt dann die gesamte königliche Familie nach der herrlich gelegenen königlichen Weinbergsvilla Bachwitz. Um die Erziehung der drei Königstöchter kümmert sich in hervorragender Weise die lebenswürdige Prinzessin Johann Georg, deren Ehe noch kinderlos ist. Die beiden Prinzessinnen Margarete und Alix sind die erklärten Lieblinge der Frau Prinzessin Johann Georg, und sobald diese in dem stillen Prinzenpalais auf der Zingendorfsstraße in Dresden weilen, herrscht dort in den Zimmern ein fröhliches Leben und Treiben. Nach richtiger Kinderart tummeln sich die kleinen Prinzessinnen dort nach Herzenslust aus. Sie spielen mit der Tante Ball und treiben manche Allotria.

Nur wenn es gar zu toll wird und der Lärm der spielenden Königstöchter in das stille Studierzimmer des Prinzen Johann Georg dringt, kommt wohl einmal der gestrenge Herr Onkel zum Vorschein und gebietet der munteren Schar Ruhe. Doch allzu lange wird das Verbot nicht befolgt. Bald klingt wieder fröhliches Lachen durch die weiten Schloßräume, bis schließlich die Stunde naht, wo die Prinzesschen sich verabschieden müssen, um zum Vater ins Residenzschloß zurückzukehren.

Kinderlaube

redigiert von Marta Kempner-Hochstädt.

Hochmut kommt vor dem Falle.

Ein Sonntagsreiter reitet stolz
Zur Mittagszeit durchs grüne Holz.
O, o!
Seht, wie er kerkengerade sitzt
Und seinen Arm hochmütig stützt.
Hopp, hopp.

Doch wie er auf den Marktplatz kam,
Beinah' das Kößlein Reihhaus nahm.
O, o!
Er kann ihn kaum regieren mehr,
Der Gaul schlägt aus und bäumt sich sehr.
Hopp, hopp.

Und eh' der Reiter sichs verseh'n,
Da war das Unglück schon geschah'n.
O, o!
Denn, wie der Bliß, warf ihn, trab, trab,
Das Kößlein ganz gemütlich ab.
Hopp, hopp.

Und in die Eier mitten drein,
Die Eierfrau sing an zu schrei'n:
„O, o!“
Da zog er dann betrübt nach Haus,
Und mit dem Hochmut war es aus.
Hopp, hopp.

Onkel Max.

Der goldene Ball.

Von Tante Clara.

Mein guter alter Freund, der Mond, trat hinter den
Wolken hervor.

„Warte!“ sagte er, mit dem ganzen Gesichte lachend,
„steh' die Lampe noch nicht an, ich will dir eine hübsche
Geschichte erzählen:

„Guck' ich da neulich über die Dächer, und was
sehe ich? Am Fenster steht eine junge Mutter, sie hat
ihr Söhnchen auf dem Arme. Der kleine Schelm, der
nur mit dem Hemdchen bekleidet war, hat mich kaum
erblickt, so streckt er verlangend die Händchen aus. „Bitte,
liebe gute Mama, gib mir den schönen goldenen Ball!“
bettelt er, „Frischen schenkt dir auch ein Küßchen.“
„Das ist ja der Mond,“ entgegnet lächelnd die Mutter,
„den kann ich dir nicht geben, Goldkind, der gehört dem
lieben Gott.“

Der Kleine verzieht schmollend das Mündchen und
blickt ganz betrübt zu mir empor. Dann gleitet ein
verschmitztes Lächeln über sein rundes Gesichtchen.

„Frischen will schlafen gehen,“ beehrte er. Als die
Mutter ihn ins Bett gelegt hat, faltet er rasch die dicken
Patschken und sagt sein Gebet her. „Lieber Gott,“
fährt er fort, „Frischen will gern mit Papa Fangball
spielen. Bitte, bitte, gib mir den Mond! Frischen ist
ganz artig, er macht deinen goldenen Ball nicht daput!“

Die Mutter küßte den kleinen närrischen Buben und
vertröstete ihn auf Weihnachten. Acht Tage später guck'
ich wieder über die Dächer, und sieh', die Mutter steht
mit dem Kleinen am Fenster. „Schau, Frischen, da
kommt der Mond,“ sagt sie. Der Kleine schaut mich
ganz entsetzt an, und fängt jämmerlich an zu weinen.
„Daput!“ schluchzte er, „daput! Frischen war ganz artig,
hat deinen Ball nicht daput gemacht, lieber Gott!“ Ber-
geblich bemühte sich die Mutter, dem erregten Kinde
klarzumachen, daß abnehmender Mond sei, wie ihr
Menschen es nennt. Der Kleine verstand sie nicht, und

beruhigte sich erst, als sie ihm versprach, den schönen
Ball ganzzumachen. Und die Mutter hielt in gewisser
Beziehung auch Wort. Als sie das Kind zu Bett ge-
bracht hatte, holte sie gelbe Wolle und verfertigte daraus
einen großen Ball; den überhäufte sie mit goldgelber,
glänzender Seide und legte ihn in aller Frühe auf
das Bettchen ihres Liebling. Die Freude hättest du
sehen sollen, als der Kleine die Augen aufschlug. „Mama
hat den Mond wieder ganzgemacht!“ jubelte er, „nun
mußt du mit Frischen Fangball spielen, Papa!“
„Siehst du, Mutterliebe findet Mittel und Wege, das
scheinbar Unmögliche möglich zu machen,“ sagte der
Mond zu mir, ehe er verschwand.



Verwandlungsrätsel.

Mit D ist es ein Säugetier,
Mit F ein Fisch, das merke dir,
Mit B bereiten es die Bienen,
Und willst du dir ein Lob verdienen,
So greif' das Raten wacker an,
Und zeige, was man leisten kann.



Aufgabe.

Streichholzspiel.

Es handelt sich hierbei darum,
aus den 12 Streichhölzern, die
die Form einer Mühle haben,
4 gleich große Quadrate herzu-
stellen.

(Die Auflösungen der Rätsel
u. w. erfolgen in der nächsten
„Kinderlaube“. D. Red.)

Einfilbige Scharade.

Ich war gar oft des Ritters Lust,
Ich dufte an des Mädchens Brust,
Und meine Federn trägt sogar
Manch schöne Frau in ihrem Haar;
Dann bin ich auch als Musikant
Und Walzerfürst berühmt im Land.



Scherzfrage.

Gegen wen ist auch der Unhöflichste immer zuvor-
kommend?



fein gegeben.

Ein Kaufmann von Antwerpen erhielt einst den Be-
such eines seiner Freunde aus England. Beim Mittag-
essen setzte er ihm eine Schüssel mit Schellfischen vor,
und legte demselben einen auf den Teller. Der Gast fand
ihn aber so übelriechend, daß er unmöglich davon essen
konnte. Er nahm daher den Teller, hielt ihn gegen den
Mund hin, und dann an das Ohr. Sein Freund fragte
ihn, was dieses bedeuten sollte. Der Engländer an-
wortete: „Mein Geschäftsfreund ist vor vierzehn Tagen
in der See verunglückt, und nun frage ich den Fisch,
ob er mir keine Nachricht geben könne.“ „Und was
sagt er?“ fragte der Freund weiter. „Er sagt mir,“
fuhr der Fremde fort, „er könne mir keine Nachricht
von ihm geben, weil er schon seit drei Wochen aus der
See ist.“
Reinhold Weber.



Nr. 81.

Samstag, den 4. April 1908.

23. Jahrgang.

Mittellose Mädchen.

Roman von H. Ehrhardt.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er aber entsetzte sich vor jeder Fessel, mochte sie noch so schwer vergoldet sein. Ausgestattet mit einer Portion glücklichen Leichtsinns schwamm er stets lustig auf der Oberfläche des Daseins. Da er von Natur anspruchslos war, hatte er sich bis jetzt ohne große Schwierigkeiten durch seine pekuniären Verhältnisse gesteuert, ja, es sogar verstanden, sich den Schein eines wohlhabenden Offiziers zu geben. Er war sehr tüchtig im Dienst, Soldat mit Leib und Seele, dabei ein unvergleichlicher Gesellschafter, immer gut aufgelegt, tanzlustig, voll Uebermut, von ritterlicher Galanterie gegen die Damenwelt, die ihm den Ruf eines der gefährlichsten, aber auch liebenswürdigsten Courtmachers eingetragen hatte. Es konnte ihm schlechterdings niemand böse sein. Er hatte eine Art und Weise, von einer Dame zur andern zu flattern, seine Liebenswürdigkeiten gleichmäßig zu verteilen, daß, wenn auch jede im stillen hoffte, den Schmetterling für immer zu fesseln, doch keine zu der Behauptung berechtigt war, er habe ihr wirklich Hoffnungen gemacht. Sie nannten ihn abscheulich, aber wenn seine durchtriebenen Braunaugen sie zerknirscht anblickten, seine schmeichelnde Stimme bettelte: „Mit böse sein, meine Gnädigste, i bitt' schön,“ dann lächelten sie ihn an und verziehen ihm alle Enttäuschungen. Sie trösteten sich damit, daß die Frau wohl noch geboren werden mußte, die diesen liebenswürdigen Taugenichts ins süße Ehejoch zu spannen vermochte, und solch ein Gedanke ist bekanntlich für die Frauen ein sehr großer Trost.

Euse wußte von seinem Renommee nicht das geringste, sonst wäre in ihrem hübschen Köpfchen vielleicht der Trost erwacht, seinem anerkannten Zauber zu widerstehen, so aber verstrickte sie sich ahnungslos der Gefahr, gleich am ersten Abend in die zarten Fäden, welche ihr heißes Herzchen zu dem hübschen, flotten Offizier hinüberspann. Und als er mitten im Gespräch, als erinnere er sich plötzlich ihrer Gegenwart, zu ihr herüberfah und mit einem: „Auf eine Reihe schöner, glücklicher Tage hier bei uns“, sein Glas gegen sie erhob, war sie wie gelähmt vor Wonne und wieder dachte Trautendorf, als er in das reizende, befangen errötende Kindergezicht blickte:

„Donnerwetter, sie ist wirklich süß.“

Und auf einmal war's ihm, als flüstere ihm eine noch nie gehörte innere Stimme zu:

„Sei auf Deiner Hut.“

Er war stiller als sonst nach solchen Abenden, da er mit den Kameraden nach Hause schlenderte und sie gewohnheitsgemäß an Personen und Dingen ihre schonungslose Kritik übten. Euse Meribies kam entschieden am besten dabei weg.

„Ein süßes Mädel!“ wiederholte der lange, rotblonde Bittner immer wieder, bis Trautendorf ihn schließlich förmlich gereizt anfuhr: „Na, da heirat' Dir sie doch, Du kannst Dir ja den Luxus gestatten, als glücklicher Besitzer eines „Erbontels“, worauf der junge Offizier ruhig erwiderte: „Vielleicht tu' ich's auch, vorausgesetzt, daß sie mich mag. Und warum sollte sie mich nicht mögen?“

„Sie nimmt Dich mit Handfuß, sei versichert!“ spöttelte Trautendorf und wollte sich selber nicht eingestehen, daß der Gedanke an eine solche Möglichkeit ihn ärgerte. Vielleicht hätte er auch geäußert, Freude darüber zu empfinden, hätte ihm jemand verraten, daß zur selben Stunde das „süße Mädel“ mit selig verträumten Augen und lächelnden Lippen ihm einen Thron in ihrem Herzen erbaute, auf dem er fortan Allein herrscher sein sollte.

VIII.

Er kümmerte sich in der folgenden Zeit fast gar nicht um sie. So viel andere Pflichten ließen ihn das kleine Mädchen vergessen. Die Kommandeuse beabsichtigte als Abschluß des Karnevals einen Ball zu geben. Sie war eine junge, lebenslustige Frau, die zweite Gattin des Obersten, und sie wollte ihr Fest nicht im Rahmen des Alltäglichen feiern, sondern plante lebende Bilder und allerlei kleine Überraschungen für ihre Gäste.

Da war Trautendorf als Arrangeur unentbehrlich. Er besaß neben anderen Vorzügen auch ein hübsches Zeichentalent, und ein künstlerisch geschultes Auge für alles Schöne, Originelle — stundenlang saß er im lauschigen Boudoir der hübschen blonden Frau, entwarf Kostümbilder, machte seine Vorschläge für die Wahl der lebenden Bilder und zeichnete zwiischendurch in lebendem Uebermut Karikaturen von Personen und Begebenheiten aus der Gesellschaft, von denen die milden für eine Hobelbank ausgewählt wurden, die er selbst an dem Ballabend als Bänkefänger mit erklärenden Versen begleiten sollte. Oft behielt die junge Frau ihn zum Abendbrot da, um ihrem Manne alles, was sie am Nachmittag mit Trautendorf eronnen, in dessen Gegenwart zu erzählen, und selbst der Oberst, ein ernster, etwas pedantischer Herr, mußte dann schließlich in die Begeisterung seiner Gattin lachend mit einstimmen.

Nach dem Kasinoball, der Ende der Woche stattfinden sollte, sollten die Proben zu den lebenden Bildern, die aus Rücksicht für die Kasse der Mitwirkenden möglichst einfache Sujets zur Darstellung bringen sollten, beginnen. Man mußte sich ja auch nach den Personen richten, die man zur Verfügung hatte, um die Zahl der Zuschauer nicht gar zu sehr zu vermindern.

Euse Meribies stand auch auf der Liste. Sie würde nach Frau von Breues Ansicht ein entzückendes Dornröschen abgeben.

„Sie können ja den Prinzen dazu machen, Trautendorf!“ hatte die hübsche Kommandeuse lächelnd gesagt und er darauf erwidert:

„Ich habe keine tendre für die schlafenden Dornröschen, mir sind die schon geweckten lieber.“

Das spitzbübische Gesicht dabei stand ihm so gut, daß sie laut aufgelacht hatte.

Nein, sie war wirklich nichts für ihn, sie war denn doch von zu kleinstädtischen Ansichten angehaucht, dachte er, ohne zu ahnen, mit welchem Behagen Euse in dem Strome dieser

leichten, heiteren Geselligkeit schwamm, in der nur eine Devise zu herrschen schien: das Leben zu genießen. Sie war völlig heimisch geworden in dem Kreise, denn durch ihn wehte die Luft, die ihr zum Entfalten nötig gewesen war. Sie paßte mit ihrer leichtlebigen, oberflächlichen Natur nur zu gut unter diese Menschen, die anscheinend niemals tiefere Herzenstöne fanden, die ihre Liebenswürdigkeit, ihr Lächeln gleichmäßig verschwendeten, die eine einzige, große Familie zu bilden schienen, in der nach außen völlige Eintracht herrschte, und in der Abneigungen, Streitigkeiten usw. im geheimen zum Austrag kamen, um das gute Einvernehmen im Regiment besonders dem Zivil gegenüber über alle Zweifel zu erheben.

Die Offiziere hatten alle den jungen Mädchen gegenüber den hebelreichsten Ton, der sich noch aus alten Tagen in dem militärischen Teil der Männerwelt herübergerettet hat, sie huldigten eben überall der weiblichen Schönheit und Anmut und wußten dabei geschickt die Grenze zu ziehen, über die hinaus sie z. B. bei einem, wie man schnell erfahren, ganz armen Mädchen, wie Euse Meribies es war, nicht gehen durften. Aber Euse war schon berauscht von diesem ritterlichen Entgegenkommen, sie verlangte nicht nach mehr. Außerdem hatte sie an dem langen, rotblinden Wittner einen wirklich ernstlichen Verehrer, dessen phlegmatische Art dieser Courmacherei jedoch das auffallende nahm.

Frau Meta war bis jetzt recht befriedigt von dem Verlauf der Dinge. Euse schien vernünftig genug, sich trotz seiner Sätzlichkeit Wittner nicht abgeneigt zu zeigen und sie wäre über eine rasche Verlobung aufrichtig erfreut gewesen, da sie zu bemerken glaubte, daß die Anwesenheit der jungen Ausine ihrem Manne bereits lästig zu werden anfing. So fast, um nicht zu sagen unfreundlich, war er noch nie zu ihr gewesen. Auch Euse schien jetzt zuweilen für ihn nicht vorhanden zu sein, wofür diese sich durch trostige Schweigsamkeit rächte. Dann sah er immer wieder prüfend und doch fast widerwillig zu ihr herüber. Hatte sie sich einmal sehr gut amüsiert und war daher außer Stande, ihrer Freude Zügel anzulegen, so wurde sein Gesicht immer finsterner, je lebhafter und enthusiastischer sie erzählte — schließlich brachte er's fertig, brüst aufzustehen und das Zimmer zu verlassen und als sie einmal berichtete, daß Wittner sie auf der Straße ein Stück begleitet habe, fuhr er auf:

„Das ist eine Unverschämtheit von dem Kerl! Was diese jungen Fische sich jetzt herausnehmen, weil der Oberst sich um solche Sachen nicht kümmert, das ist einfach haarsträubend.“

Euse sah ihn groß an und Frau Meta meinte kühl und etwas befremdet:

„Seit wann kümmerst Du Dich darum?“

„Seit ich für den Ruf eines jungen Mädchens verantwortlich bin!“ gab er gereizt zurück.

Ihr Gesichtsausdruck wurde noch kälter.

„Dafür lasse, bitte, mich sorgen.“

Euse sah dabei wie auf Kohlen und wütete innerlich gegen den Tyrannen. Und von Wittner ließ sie sich nun gerade den Hof machen.

Endlich bemerkte es auch Trautendorf. Es war wenige Tage vor dem Regimentsball, man saß beim Souper im Hause eines steinreichen Fabrikbesizers, dessen einzige bildschöne Tochter Trautendorf zu Tisch führte, ein Arrangement, das, wie er genau wußte, ihrem eigensten Wunsche entsprang, als sein Vlied, der die von Silber und Kristall blühende, mit Blumen überschüttete Tafel übersog, plötzlich wie gebannt an einer Stelle haften blieb.

So entzückend hatte er Euse Meribies ja garnicht mehr in Gedanken gehabt, wie sie dort neben Leutnant Wittner saß. Voll übermütiger Laune hatte die jüngste Jugend am unteren Ende des Tisches sich mit den Blumen der Tafeldekoration geschmückt. In das Goll von Euses lose um den zierlichen Kopf gelegten Flechten schmiegt sich blutrote Nelken, zartblättrige Farren und ein gleicher Strauß glühten an dem kleinen Ausschnitt ihres schlichten, hellblauen Wollkleidchens. Ihre Wangen brannten, die strahlenden Blauaugen, die blühenden Lippen lachten. Ihre Erscheinung wirkte wie ein Sommertag voll Blut und Farben. Konnte man es ihrem Tischnachbarn verdenken, daß er nur Augen und Ohren für das lebensprühende, reizende Geschöpfchen neben sich hatte? Förmlich verkümmert sah sein häßliches, sommerprossiges Gesicht aus. Auch Euse Meribies schien sich an ihrem Plaze sehr wohl zu fühlen. So scharf auch Trautendorf aufpaßte, sie warf keinen Blick zu ihm hinüber. Er begann immer beharrlicher ihr süßes Gesicht zu suchen. Schließlich geriet er in eine förmlich gereizte Stimmung und seine Unterhaltung bekam etwas so gezwungenes, daß seine Tischbäume sich endlich beleidigt ihrem anderen

Nachbarn zuwandte, einem ältlichen Regierungsrat, der, wie man munkelte, ihrem Vater ein weit willkommener Schwiegerjohn sein würde, als der mittellose Leutnant.

Trautendorf, der nun ungestört seine Beobachtungen fortsetzen konnte, wurde von einem förmlich wütenden Troß gepackt, daß er für das kleine Mädchen dort unten nicht zu existieren schien. Indem er laut Wittners Namen rief, hob er sein Glas dem Freunde entgegen. Mit diesem zugleich sah nun auch Euse auf. Ihre Augen tauchten ineinander.

Ein glückliches Strahlen lag in dem Ausblick der ihren. So wie ein junges Wesen nur blicken kann, wenn das große Mysterium der Liebe in ihr Herz eingedrungen ist. Warum engte sich ihm die Brust zusammen bei dem Gedanken, daß nicht er es sein durfte, der ihr des Daseins höchste Wonne erschließen würde?

War's nur die verletzte Eitelkeit des Sieggewohnten? Oder war es ehrlicher Reiz auf den anderen?

Nach Tisch trat er ganz plötzlich auf Euse Meribies zu.

„Darf ich Sie für den Ball Sonnabend um den Tisch, walzer und die erste Quadrille bitten?“

Wieder war der glückliche Ausdruck, gemischt mit einer Art ungläubigen Staunens, in ihrem erglühenden Gesicht.

„O, gern, sehr gern!“ stammelte sie verwirrt, von einem rasenden Herzklopfen befallen, das die unerwartete Bevorzugung des bewunderten Offiziers ihr verursachte. Er neigte seine hohe, schlanke Gestalt zu ihr nieder.

„Sehr gern?“ wiederholte er fragend, sich in die Reize ihrer holden Erscheinung immer tiefer verstrickend, „ist das lauterste Wahrheit?“

Sie hatte sich schon ein wenig gefast.

„Sie scheinen gar nicht eitel zu sein, da Sie an meiner Freude, mit Ihnen tanzen zu können, zweifeln,“ gab sie schlagfertig zurück und setzte naiv aufrichtig hinzu: „Aber es ist wahr, ich werde sehr gern mit Ihnen tanzen.“

„Aber so gern wie mit Leutnant Wittner doch gewiß nicht?“

Schon schwebte ihr eine lebhafteste Versicherung des Gegenteils auf der Zunge, da regte sich die schlaue Evasdchter in ihr, die den Kampf der bedingungslosen Hingabe vorzog.

„Den kenne ich dafür auch schon viel besser, als Sie, Herr Oberleutnant,“ wich sie geschickt aus. Ihr halbes Zugeben, das vielsagende Lächeln dabei stachelten seine Eitelkeit auf.“

„Bis Sonnabend habe ich noch vier Tage Zeit, lange genug, um mich Ihnen völlig zu erkennen zu geben. Vielleicht tanzen Sie dann doch noch lieber mit mir, ich will ja versuchen, mich Ihnen von der günstigsten Seite zu zeigen.“

Ihre Augenlider hatten sich gesenkt und um die Mundwinkel legte sich ein trostiger Zug.

„Warum taten Sie's nicht eher?“ fragte sie kühl, sich mit aller Macht gegen eine sie jäh überstürzende Hoffnung wehrend. Sie war nun lange genug in A., um zu wissen, wie wenige Bedeutung man einer Huldigung von Seiten Trautendorfs beilegen durfte. Und doch konnte sie nicht hindern, daß ihr Herz in Wonne zitterte, als er mit halbhafter Stimme sagte:

„Ich wüßte nicht, welches Verläumdniß ich in meinem Leben aufrichtiger bedauerte, nicht was ich darum gäbe, es noch einmal gut machen zu können.“

Sie wurde so verlegen, daß sie vergebens nach einer Antwort suchte, und es war wirklich ein erleichtertes Aufatmen, mit dem sie das Erscheinen des langen, rotblonden Offiziers begrüßte, der mit einem sehr vergnügten Lächeln, den Freund auf die Schulter klopfend, meldete:

„Die Kommandeuse befiehlt, Trautendorf.“

„Verwünschter Sklavendienst!“ murmelte der, die Störung durch die hübsche blonde Frau zum erstenmal verwünschend und empört über den Freundschein, der bei Wittners Auftauchen das süße Gesicht Euses überjont hatte. Er klappte die Haden zusammen.

„Sie sehen, mein gnädiges Fräulein, die Ausführung meiner guten Vorsätze wird mir auf höheren Befehl hin gleich von Anfang an erschwert. Nun, Sie werden mich ja nicht vermissen.“

Und fort war er.

Später, als die Jugend in dem mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Boudoir der schönen Elfriede kindliche Pfänderspiele arrangierte, tauchte er wieder auf und zwangte sich mit der ihm eigenen Unverfrorenheit auf einem winzigen vergoldeten Stühlchen zwischen die beiden „Unzertrennlichen“, wie er Euse und Wittner ingrimmig nannte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein mystischer Fischzug.

Aus dem Norwegischen von B. Mann.

(Nachdruck verboten.)

Es mag wohl vierzig Jahre her sein. Ich war damals noch ein kleiner Junge, als ich mich eines Nachts mit meinem Vater auf dem Heimweg über den Fjord befand. Wir hatten Verwandte besucht, der Weg war lang und die Nacht schwarz.

Als wir in die Nähe des Fjords kamen, hörten wir einen eigenartigen schleppenden Gesang. Da nachts aber häufig gefischt wurde, glaubten wir, daß der Gesang von den Fischern herrühre. Wir ruderten deshalb ruhig weiter. Plötzlich bemerkten wir in unserm Kielwasser einen schwarzen Gegenstand. Er sah aus, wie ein großer Hund, vor dessen Brust das Wasser hell aufleuchtete. Ein so schönes Meerleuchten wie in dieser Nacht habe ich nie wieder gesehen.

Ich wollte mit einer Stange nach dem Gegenstand schlagen, mein Vater verbot es mir aber. Wahrscheinlich wird es ein von unsern Lichtern angezogener Seehund oder ein Hai gewesen sein. Beide Tiere kommen im Fjord häufig vor.

Einige Augenblicke lenkte diese Begebenheit unsere Aufmerksamkeit von dem Gesange ab, der näher, immer näher auf uns zukam.

„Gerngott, das sind ja Grabgesänge!“ sagte mein Vater.

Wir zogen die Riemen ein und lauschten. Still und dunkel lag der Fjord da. Schwarz, wie drohende Geister, ragten die steilen Felswände an beiden Seiten empor und warfen ihre düstern Schatten auf das Wasser, über das die finstere Nacht ihren Schleier gebreitet hatte.

Vier Rachen tauchten aus dem Dunkel auf. Von ihnen ging der Gesang aus. Jetzt hörten wir jeden Ton. „Das muß ein Leichenzug sein,“ sagte der Vater.

„Sollten es Waldgeister sein?“ dachte ich. Daß sie Hochzeit halten, wußte ich wohl. Daß sie aber auch, wie wir Menschenkinder, sterben, davon hatte ich noch nichts gehört.

Ich teilte diese Bemerkung meinem Vater mit. Er sagte aber kurz: „Geister singen keine kirchlichen Lieder.“

Jetzt sahen wir, wie die Boote auf Eivinds Gehöft zusteuerten. „Laß uns schnell nach Hause eilen. Morgen wollen wir der Sache auf den Grund gehen,“ ermunterte mein Vater.

Wir legten uns in die Riemen und erreichten ohne Unfall unser Heim. Ermüdet von der anstrengenden Fahrt, schlief ich gleich ein, und erst am nächsten Morgen trat das Erlebte wieder vor mein Auge.

Am Abend ruderten wir zu Eivind hinüber. Er würde uns wohl Aufschluß geben können.

Ehe ich weiter berichte, möchte ich mir noch einige Erklärungen gestatten.

Damals kannten wir auf dem Lande noch kein Petroleum. Wir benutzten zur Beleuchtung sog. Raala (Tranlampen). Zur Speisung derselben wurde ein aus der Leber des „Kulp“ gewonnener Tran gebraucht. Dieser kleine, schwarze, unansehnliche Fisch hält sich in der Tiefe und vorzugsweise dort auf, wo die Felswände schwarze Schatten auf die Wasseroberfläche werfen. Er wird nicht gegessen, liefert aber durch seine verhältnismäßig große fette Leber eine Menge Tran. Heutigen-tags stellt niemand mehr dem Kulp nach. Damals war es aber anders, und ebenso wie der Fisch selbst etwas Mystisches an sich hat, so geht auch die Kulpfischerei eigenartig vor sich.

Der Kulp wird in schwarzer Nacht, wenn andere Fische nicht beißen wollen, gefischt. Außerdem muß man ihn in seinem geheimnisvollen, düstern Lager im Schutze der Felsen aufsuchen. Im Erffjord und Jönsfjord findet man die besten Kulpverstecke.

Nun besteht ein alter Volksglaube, wonach man an einzelnen, besonders tiefen, geheimnisvollen Stellen des Meeresgrundes dieselben Hauskitter vorfindet, wie wir sie auf der Erdoberfläche besitzen. Ramentisch spielt die grafsende Kuh in der Sage eine große Rolle.

Eivind war Fischer, eine alte Seecunze, die sich von ihrer frühesten Kindheit auf dem Wasser herumgetrieben hatte. Er war inzwischen alt und zur Hochseefischerei zu gebrechlich geworden und mußte sich jetzt mit dem begnügen, was der Fjord an Fischen bot.

„Aber seit gestern hat auch die Kulpfischerei ein Ende. Keine zehn Pferde ziehen mich wieder zur Nachtzeit auf den Fjord hinaus,“ sagte er.

„Nun erzähl' doch, Eivind.“

Nachdem der Alte seinen Kautabak ordentlich verstant hatte, begann er, während ich vor Neugierde brannte.

„Also, um anzufangen. Niels Nielsen und ich hatten uns für gestern abend verabredet. Wir wollten auf dem Erffjord Kulp angeln. Vor der Mündung des Fjords trafen wir dann noch Lars Larsen und Knud Knudsen, die dasselbe vorhatten. Wir machten Kompanie und ruderten in unsern vier Rachen nach der „schwarzen Höhle“ hinaus, wo der Kulpfisch gewöhnlich steht. Das Wasser lag dunkel da, und schwarz und drohend standen die Felsenriesen auf beiden Seiten des Fjords — es war die schönste Kulpnacht, die man sich denken konnte. Alle vier Boote legten ihr Fangzeug aus, doch ohne Erfolg. Jedesmal, wenn wir die Angeln hochzogen, war der Köder abgefressen, so daß der Faden nach vor uns dalag. So etwas hatten wir noch nie erlebt. Denn faßt der Fisch erst mal zu, dann bleibt er auch hängen.“

Eine Stunde mochte wohl vergangen sein. Da, plötzlich beist es an meiner Angel. Ich ziehe und ziehe. Was sich festgebissen hat, ist fürchterlich schwer und jedenfalls kein Kulp. Ich nehme alle meine Kräfte zusammen. Endlich kommt es an die Oberfläche, und was glaubt ihr, was ich da herausgezogen hatte? Ich versichere euch — erst kamen zwei große Hörner zum Vorschein, und dann folgte ein Kopf von der Größe und Form einer ausgewachsenen Kuh. Ja, eine Kuh war es, eine wirkliche lebendige Kuh. Mich greift ein Entsetzen. Ich nehme mein Messer, schneide die Leine durch — und in demselben Augenblick verschwindet das Ungetüm in der Tiefe. Jedenfalls habe ich sie nicht wieder gesehen.

Raum hatte ich mich von meinem Schreck erholt, als Knud Knudsen mir zuruft, daß er eine Art Mirakel geangelt habe. Als er aber zwei Hörner und den edigen Kopf eines Ziegenbocks herausgeholt hatte, da hat er es ebenso wie ich gemacht.

Denn daß hinter der Sache etwas steckt, was wir alle vier nicht verstanden, ist klar.

Wir blieben eine Weile still liegen, so überrascht waren wir. Sehen konnten wir uns bei der Dunkelheit kaum. Dann sagte ich: „Leute, das geht nicht mit natürlichen Dingen zu. Am besten ist, wenn wir uns so schnell wie möglich auf den Heimweg machen. Wie denkt ihr darüber?“

„Ich rudere nach Hause,“ erklärte Niels Nielsen, und wir andern sagten dasselbe.

„Wenn wir nur unbeschadet von hier fortkommen,“ meinte Lars Larsen. Er fürchtete natürlich, daß die Tiere uns aus Rache überfallen könnten.

„Dagegen helfen christliche Lieder,“ sagte ich, „denn kann wir fromme Psalmen singen, wagen sich die Unierirdischen nicht an uns heran.“

Damit stimmte Niels Nielsen einen Grabgesang an, den er und Knud Knudsen auswendig konnten, und wir beiden andern sangen mit. Und waren wir mit dem Gesang fertig, so singen wir wieder von vorne an, bis wir endlich hier bei meinem Gehöft landeten.

Die andern blieben während der Nacht hier und setzten erst bei Morgengrauen ihre Reise fort. Alle haben wir uns aber gelobt, nie wieder auf den Kulpfang zu gehen.“

Kurz darauf hörte der Kulpfang von selbst auf. Eine neue Zeit hatte ihren Einzug gehalten. Lampen aus Glas mit Petroleum als Brennstoff lösten den Tran ab, und heute stört kein menschliches Wesen den schwarzen Kulp in seiner finsternen Tiefe.



Die Hygiene in den Kirchen. In einem Artikel des „British Medical Journal“ werden die Kirchen in hygienischer Beziehung einer strengen Kritik unterzogen. Die wöchent-

Kirchen Reinigungen genügt nicht bei der ungeheuren Ansammlung von Staub, die Ventilation sei außerordentlich schlecht, und so seien die englischen Kirchen Brutstätten für Krankheitskeime, in denen eine große Ansteckungsgefahr vorhanden sei. Daraufhin hat denn auch ein junger Arzt in Bahia, Dr. Chateau, bereits recht radikale und drastische Vorschläge gemacht. Das beste wäre es nach seiner Meinung, solche ungesunde Gebäude, wie die Westminster-Abtei und die Kathedrale von Canterbury würden einfach niedergerissen. Statt dessen sollten Kirchen erbaut werden, die breite Türen und Fenster hätten, damit Luft und Licht voll hereindringen können. Die großen Chorgestühle, in denen sich sehr viel Staub ansammle, sollten durch leichte eiserne Stühle ersetzt werden, alle Vorhänge seien zu entfernen, elektrisches Licht müsse überall eingeführt werden und jeden Tag müsse eine sorgfältige antiseptische Reinigung vorgenommen und die Sitze müßten desinfiziert werden. Obwohl die englische Zeitschrift diesen radikalen Plänen nicht ganz zustimmen kann, meint sie doch, daß in den Kirchen der Kampf gegen die Bazillen nachdrücklicher aufgenommen werden müßte und ebenso wäre es notwendig, daß die Theater sorgfältiger gereinigt und desinfiziert würden.

Ein Opfer der Lesewut. Ein junger Student aus Philadelphia, S. J. Baker, starb vor kurzem an den Folgen einer allzu eifrig betriebenen Lektüre ernsthafter Bücher. Man fand ihn im Bade sitzend tot auf und die erstarrte Hand hatte noch fest ein Exemplar von Benjamin Kidds „Sozialer Entwicklung“ umklammert. Baker ist sicher einer der wüstensten und eifrigsten Leser in Amerika gewesen. Er brachte es jährlich auf über 1000 Bücher, soziologischen, geologischen, geometrischen, astronomischen und geheimwissenschaftlichen Inhalts, die er auf das Eingehendste studierte. Einzelne seiner Lieblingsbücher, wie Darwins „Entstehung der Arten“ und Kidds „Soziale Entwicklung“ hat er wenigstens ein Dutzendmal durchgelesen und fast immer mit sich geführt. Aus allzu großer Lesewut vernachlässigte er nun eine vernünftige Pflege seines Körpers, mied auch alle Leibesübungen und zog sich dadurch eine Herzerkrankung zu. Die amerikanischen Blätter erörterten diesen Fall sehr ernsthaft und verfehlten nicht, eindringliche Warnungen daran zu knüpfen. So sagte die „Evening Mail“: „Uebertriebenes und unausgesetztes Lesen ist ein schweres Paster der Selbst-erziehung. Viele solcher Leute sind schon ins Irrenhaus gekommen, weil sie ihr Gehirn mit lauter Dingen vollgestopft hatten, von denen sie nicht wußten, was sie mit ihnen anfangen sollten.“ — Sehr richtig!

Die Entführung der Braut. Eine höchst phantastische Szene spielte sich unlängst eines Tages in der Via Sistina in Rom ab. Ein Hochzeitszug kam die Straße entlang, Braut und Bräutigam Arm in Arm, gefolgt von einer großen Zahl von Freunden — die Männer in eleganter Kleidung und die Frauen in weißen Kleidern und mit prächtigen Juwelen geschmückt. Plötzlich kam ein junger Mann auf einem Zweirad heran, sprang herab, packte die Braut, nahm sie auf das Zweirad und fuhr mit ihr davon. Der Bräutigam und alle Augenzeugen des Vorgangs schrien um Hilfe, und die Polizisten, die gerade in der Nähe waren, stürzten hinter dem Brauträuber her. Gegenüber der spanischen Gesandtschaft gelang es einem Polizisten, den kühnen Radler beim Fahren zu packen. Eine große Menge sammelte sich an, aber jetzt trat etwas Unvorhergesehenes ein: Der Bräutigam und die Braut und ihre Freunde wandten sich gegen den Polizisten und erklärten ihm, er hätte sich gar nicht in die Angelegenheit zu mischen. Dieser aber verstand keinen Spaß und nahm den Radfahrer mit zur Polizei. Hier hörte es sich endlich auf, daß der Brautzug und die Entführung der Braut lediglich für eine Serie von Kinematographenbildern, die sich ja in Italien der allergrößten Beliebtheit erfreuen, „gemimt“ worden waren. Der einzige, der nicht zu der Gesellschaft gehörte und den Scherz falsch verstanden hatte, war eben der eifrige Polizist, der den Brauträuber festgenommen hatte. z z z

König Eduard als sein eigener Gast. Wenn König Eduard einem ihm befreundeten vornehmen Engländer die Ehre erweist, ihn in seinem Hause zu besuchen, so ergeben sich allerhand Merkwürdigkeiten der Etikette: er wird der Wirt seines Wirtes und sein eigener Gast. Das ist, wie eine englische Zeitschrift bemerkt, nicht etwa eine bloße Annahme, die nur zu Ehren des Königs gemacht wird und weiter keine praktischen Folgen auf sich hat, sondern der König übernimmt tatsächlich die Stellung des Wirtes in dem Hause seines Wirtes, während dieser selbst sein vornehmster Gast wird, der frei im Hause schalten kann, ausgenommen natürlich die Gemächer für den Privatgebrauch des Königs, die niemand uneingeladen betreten darf. Zunächst hat König Eduard in einem solchen Falle selbst diejenigen zu bestimmen, die er in dem Hause, in dem er Wirt und Gast zugleich ist, zu sehen wünscht; wenn auch die Einladungen im Namen der Besitzer des Hauses ausgesandt werden, so kommen sie in der Tat doch vom König und werden entsprechend gewertet. Alle anderen Vorbereitungen für den Besuch werden nach dem Ermessen des Wirtes getroffen; aber in dem Augenblick, wo der erlauchte Gast eintrifft, tritt auch die seltsame Umwandlung ein, daß er die Funktionen des Wirtes übernimmt, genau so, als ob er in seinem eigenen Palaste empfinde. Sein tägliches Leben vollzieht sich gerade so, als wäre er zu Haus. Gewöhnlich verweilt er den größeren Teil seiner Zeit in seinen eigenen Gemächern; und er erscheint selten vor dem Frühstück, oft sogar nicht vor dem Diner, das zwischen acht und neun serviert wird, in der Gesellschaft. Nimmt der König sein Frühstück in seinen Privatzimmern ein, so läßt er jedoch häufig seinen Wirt oder einen hervorragenden anderen Gast zu sich ein. Nur wenn es sich um Jagdgesellschaften handelt, erscheint der König schon morgens um zehn Uhr, und das Frühstück wird mit anderen Jagdgästen arguinsam eingenommen.

Gounods „Handgeld“. Auch Gounod, der weltberühmte französische Komponist, hatte in seinen Anfängen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Im Jahre 1855 konnte er, obwohl er mit dem Kompreis ausgezeichnet war, keinen Verleger finden, der das Risiko auf sich nehmen wollte, seine Kompositionen erscheinen zu lassen, da man sie für zu schwierig und für das Publikum zu schwer verständlich hielt. Damals existierten von Gounod nur zwei Stücke im Druck, „O ma Vierge immortelle“ und „La Chanson du Père“ aus der „Sappho“; aber beide hatte Gounod auf seine eigenen Kosten drucken lassen müssen. Da hörte eines Tages ein damals gefeierter Konzertsänger, Anatole Lionnet, Gounod selbst ein Lied singen, das er nach Berangers „Mon Habit“ komponiert hatte, und er war über diese Musik so begeistert, daß er sofort zu dem Verleger Pencil ging und ihm das Lied vorsang, damit er es in seinen Verlag nähme. Der Verleger zögerte lange, aber schließlich erklärte er sich, nur um sich dem Sänger gefällig zu erweisen, bereit, die Komposition zu verlegen. Für das Verlagsrecht zahlte er dem Komponisten das Riesenhonorar von — 100 Francs! Das war das „Handgeld“, das Gounod mit seiner Musik verdiente. Er stand damals bereits im Alter von 37 Jahren z z z

Zwischen Dorn und Disteln liegen
Rote Rosen hingestreut:
Kleine Freuden, die das Leben
Jedem zeigt und allen deut.

Geh nicht achtlos dran vorüber,
Näh' die Augenblicke aus!
Von der Fahrt nach großem Glücke
Kehrt so mancher leer nach Haus.

O, der Strauß, am Weg gebunden,
Wird dir noch zum Kleinod wert!
Gott versagt, was wir erlitten,
Schenkt uns vieles unbegehr.

Alfred Huggenberger.